

Luzi Tscharner, Präsident des Regionalvereins Graubünden des Heimverbandes Schweiz "Ds Gschpüüri" muss da sein

Autor(en): **Johner Bärtschi, Eva**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **65 (1994)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Luzi Tschärner, Präsident des Regionalvereins Graubünden des Heimverbandes Schweiz

«DS GSCHPÜÜRI» MUSS DA SEIN

Von Eva Johner Bärtschi

Am Ende unseres Gesprächs führt mich Luzi Tschärner durch seine Arbeitsstätte, das Kinderpflege- und Wohnheim Scalottas in Scharans, und hier erlebe ich, was er vorher mit den Worten ausdrückte: «Für mich ist das so: Wenn ich hier im Büro genug habe von Problemen und Personal oder was auch immer, dann laufe ich über die Abteilungen und tanke auf. Was ich von unseren Bewohnern erhalte durch ihr Widerspiegeln und ihren Ausdruck ist für mich viel intensiver und feiner als alles, was man mit Worten sagen kann. Nur der kleinste Teil von ihnen kann sich verbal ausdrücken. Sie haben ihre Kommunikationsmöglichkeiten auf der Gefühlsebene, und wenn man dort Antennen hat, empfängt man sehr viel.» Und wie kann man es lernen, dieses Wahrnehmen? Wie erwirbt man sich diese Antennen? Luzi Tschärner: «Man kann das trainieren, man kann es ein Stück weit auch lernen, aber ein grosser Teil muss vorhanden sein: ds Gschpüüri muss da sein. Es sind ja immer Mitteilungen, die hinter einem Verhalten stehen, ob das nun Schreien oder Schlagen ist.»

Nicht Behinderung, sondern Menschen im Vordergrund

Offenheit, Ruhe, Herzlichkeit: Begriffe, die mir einfielen, als ich Luzi Tschärner im Umgang mit den schwerstbehinderten Menschen von Scalottas beobachtete. Er betrachtet es als seine Aufgabe, ihre Lebensfreude, ihren Lebensmut anzuspornen, und er versucht, auch bei seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern diese Sichtweise hinüberzubringen: «... dass wir nicht die Behinderung in den Vordergrund stellen, sondern den Menschen mit seinem Empfinden, seinen Gefühlen und Wünschen und Bedürfnissen; dass diese Menschen nicht krank, sondern einfach anders sind; dass es eine Aufgabe ist, sie zu fördern und zu betreuen, vor allem aber, sie zu begleiten – dass wir sie auch so sein lassen, wie sie sind, dass wir sie nicht zu verändern suchen. Das steht ja nicht in unserer Kompetenz.»

Luzi Tschärner stammt aus dem Bergdorf Scheid im Domleschg. Er absolvierte zunächst eine kaufmännische Lehre und, als er sich seiner Neigung zu einem pflegerischen Beruf bewusst wurde, eine



Luzi Tschärner: Jetzt Öffnung anstreben.

Foto Eva Johner Bärtschi

Ausbildung als Psychiatriepfleger in der Klinik Beverin in Cazis. Dort entdeckte er auch seine Liebe zu den schwerstbehinderten Langzeitpatienten. Von 1982 bis 1984 arbeitete er als Abteilungsleiter im Kinder- und Wohnheim Scalottas in Scharans, von 1984 bis 1987 als Abteilungsleiter im Alters- und Wohnheim Thusis. 1987 bewarb er sich als Pflegedienstleiter im Kinderpflege- und Wohnheim Scalottas. Seit 1992, nach der Umgestaltung der Betriebsstrukturen, ist er Gesamtleiter dieser Institution.

Kinder und Erwachsene gemeinsam

Die Stiftung «Kinderpflege- und Wohnheim Scalottas» eröffnete 1965 ein Kinderheim für damals sogenannte «nicht bildungsfähige, pflegebedürftige Kinder». Später wurde es zu einem Sonderschulheim für schwer geistig und mehrfach behinderte Kinder vom Säugling bis zu achtzehn Jahren. Luzi Tschärner erzählt aus dieser Zeit: «Mit achtzehn mussten die Kinder hier weggehen. Das war vom Gesetz und von der Schulung her so

gegeben. Die Alternativen waren nicht sehr gross: die Jugendlichen kamen entweder in die psychiatrischen Kliniken Beverin oder Waldhaus. Vielleicht hatte der eine oder andere das Glück, irgendwo in der Schweiz ein Wohnheim für Erwachsene zu finden... Es war sehr schade: ich mag mich sehr gut an meine Lehrzeit in der Klinik in Cazis erinnern. Die Kinder kamen von Scalottas, man merkte, dass sie gut betreut und gefördert worden waren, wir aber hatten dort, von der Struktur her, keine Möglichkeiten, sie weiter zu fördern: sie sind dort effektiv nur versorgt und gepflegt worden.»

In der Folge wurde 1982, nach der Erweiterung des Stiftungszweckes, ein Wohnheim für Erwachsene eröffnet. Heute umfasst Scalottas zwölf Sonderschulplätze für Kinder und 46 Wohnheimplätze für Erwachsene. Erwachsene, Jugendliche und Kinder sind in sieben, teils gemischten Wohngruppen untergebracht. Die Kinder werden von HeilpädagogInnen unterrichtet, die Erwachsenen in heimeigenen Ateliergruppen beschäftigt und betreut: neben Weben, Sticken, Kochen, kreativem Gestalten werden als Einzelförderung auch Physiotherapie, Mal- und Musiktherapie angeboten. Die Arbeit erfordert viel Engagement: «Wir müssen uns ganz stark für diese Menschen einsetzen: sie sind ja wirklich die Randgruppe einer Randgruppe. Es gibt Schwerstbehinderte, die nichts leisten, in keiner Werkstatt oder in keiner Arbeit integriert werden können. Sie brauchen intensivste Betreuung.»

Auch wenn dies in der heutigen Zeit schwierig ist, trägt sich Luzi Tschärner mit der Idee, das Heim zu erweitern. Sein Ziel wäre, eine bessere Durchmischung der Betreuten zu erreichen und Ferienplätze anbieten zu können. Dahinter steckt aber auch der Gedanke, die alternden Bewohner des Heims bis zu ihrem Lebensende behalten zu können: sie sollten nicht mit 65 ins Alterspflegeheim gehen müssen, wie das heute der Fall ist.

Ganzheitliche Betreuung

In der heutigen Zeit sind auch die MitarbeiterInnen und Mitarbeiter immer wieder neu gefordert. In seiner Diplomarbeit zur Heimleiterausbildung, die in der

“ **Bisher hat jedes Heim für sich allein etwas gewurstelt, jedes hat seine Geheimnisse gehütet, seine Probleme selber gewälzt.** ”

Abschlussphase steckt, beschäftigt sich Luzi Tschärner mit der Frage, wie sich mit den gegebenen Mitteln eine bessere Betreuung anbieten liesse. Welche Tagesstruktur müsste gegeben sein, damit die Behinderten nicht nur in Einzelunterricht oder Einzeltherapie gefördert werden, sondern auch in der Gruppe? «Dafür», so Luzi Tschärner, «müssen die Gruppen entsprechend zusammengesetzt werden, und man muss entsprechende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Ateliergruppen haben: Menschen, die bereit sind, eine ganzheitliche Betreuung zu bieten, nicht nur spezialisiert auf handwerkliche Fertigkeiten, nicht nur aufs Fördern, sondern auch aufs Pfllegerische bezogen. Hier beispielsweise war es sehr lange der Fall, dass man die behinderten Menschen betont pfllegerisch betreut hat: davon müsste man wegkommen. Betreuen, Begleiten in den Vordergrund stellen – Pflege ist eine Selbstverständlichkeit, die dazugehört. Das hat natürlich Einfluss auf allen Ebenen – das Pflegepersonal muss umdenken! Eine Krankenschwester hat andere Prioritäten als eine Sozialpädagogin: diese beiden arbeiten bei uns zusammen. Diese zusammenzubringen, damit beide bereit sind, voneinander etwas anzunehmen, ist oft schwierig, aber auch spannend.»

Solche Möglichkeiten des ganzheitlichen Erlebens behinderter Menschen ergeben sich heute beispielsweise in Ferienlagern, welche jede Gruppe selbstständig organisiert. In wöchentlichen Fallbesprechungen des Erziehungsteams aller Bereiche werden Beobachtungen ausgetauscht und Erziehungsziele formuliert, welche alle anstreben müssen. Ein externer Praxisberater wird zur Unterstützung der Wohngruppen beigezogen. Einmal pro Jahr findet ein Qualifikationsgespräch zwischen Heimleiter und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern statt, welches durch ein vierteljährliches Führungsgespräch mit dem engeren Vorgesetzten ergänzt wird. Ab 1995 möchte Luzi Tschärner Dienstzeiten mit Zeiterfassung, sprich «stempeln» einführen. Er verspricht sich von dieser Massnahme mehr Flexibilität, da es jeder Abteilung

erlaubt sein soll, den Dienst individuell, nach ihren Bedürfnissen einzuteilen.

Heimlandschaft Graubünden

Im Moment engagiert sich Luzi Tschärner auch sehr stark in seiner Rolle als Regionalpräsident Graubündens des Heimverbandes Schweiz. Dem Verein mit rund 50 Mitgliedern steht in diesem Jahr eine grosse Umbildung bevor. Luzi Tschärner: «Wir stehen im Augenblick vor der Bildung einer Sektion – im September, wenn der Artikel erscheint, hoffe ich, sollte dies über die Bühne gegangen sein. Bisher hat jedes Heim für sich allein etwas gewurstelt, jedes hat seine Geheimnisse gehütet, seine Probleme selber gewälzt. Jetzt das öffnen! Ich bin ein Typ, der oft bei andern vorbeischaute: zum Beispiel in Erfahrungsgruppen, wo ich versuche, etwas zu übernehmen, das mir gefällt. Was ich als gut einschätze, versuche ich auch auf unser Heim zu

übertragen. In diesem Prozess stecken wir: Öffnung gegenüber Behindertenorganisationen, Öffentlichkeit, heilpädagogischen Diensten, Behörden ist enorm wichtig. Öffnen: das war für mich der Auftrag in den letzten zwei Jahren – da habe ich viel Zeit investiert, und ich denke, es hat sich gelohnt.» Trotzdem: die Integration ist nicht immer einfach. Gerade im Dorf selber hatte das Heim sehr lange keinen guten Ruf. Furcht? Scheu? Desinteresse? Welches sind die Gründe für die Feststellung, die Luzi Tschärner immer wieder machen muss: «Wir haben seit zwölf Jahren Erwachsene im Heim. Im Dorf gibt es aber noch immer Leute, die vom Kinderheim reden und staunen, dass hier auch Erwachsene leben. Das zeigt, dass wir noch nicht erreicht haben, was wir gerne möchten. Trotzdem haben wir natürlich auch sehr gute Kontakte mit Dorfbewohnern und mit vielen Menschen in der Region und weit darüber hinaus.» ■

Unser Personal berichtet

MASSAGE IM GOLATTI

Mein Traum, die Massage eines Tages in die Pflege einzubauen, verflog schnell, als ich Einblick in den täglichen, oft hektischen Alltag eines Altersheimes bekam. Trotzdem schmerzte es mich jedesmal, wenn ich aus Zeitmangel wieder wegeilen musste – weil die Glocke anderswo läutete – obwohl eine Frau mir doch soeben von ihren heftigen Nackenschmerzen erzählt hatte, und ich könnte doch eigentlich etwas zur Linderung beitragen, wenn ich nur zehn Minuten Zeit hätte!

So war ich sehr glücklich, als ich im Rahmen des Aktivierungsprogrammes Gelegenheit erhielt, Fussreflexzonenmassage auszuüben. Ich richtete mich im Dienstzimmer in der Milchgasse ein. Anfangs brachte ich jedesmal meinen Massagetisch mit, was für mich sehr umständlich war. Inzwischen durfte ich einen Tisch für das Altersheim kaufen, was eine grosse Erleichterung bedeutet: herzlichen Dank.

Bald meldeten sich die ersten Interessentinnen. Ich begann neue, wertvolle Erfahrungen zu sammeln. Als Schwierigkeit erwies sich manchmal die Besteigung des Massagetisches. Doch mit der Zeit erfanden wir gemeinsam verschiedene Methoden: zum Beispiel auf die Holzkiste steigen, zuerst knien oder zuerst auf die Pobacken sitzen und die Beine hinaufschwingen. Irgendwie ging es immer!

Dann kommt die Lagerung, die auch bei alten Menschen sehr wichtig ist. Ich benötige viel mehr Kissen, um zu entlasten und Rückenschmerzen zu vermeiden.

Unser Rücken und Nacken, die Zentren der aufrechten Haltung, sind fast bei allen Menschen zuwendungsbedürftig. Die Wirbelsäule besagt schon durch ihren Namen, dass sie kein Knochenturm, sondern etwas sehr Lebendiges ist: eine Säule wirbelnder Energie. Und alles Lebendige braucht Bewegung, ist Dynamik. So entstand auch die Idee, im ganzen Haus als «Wander-Masseurin» herumzugehen, denn um Hände und Nacken zu massieren, ist es nicht unbedingt nötig, sich auf den Tisch zu legen.

Was mir ebenfalls viel Freude bereitet, sind die Gespräche, die dabei entstehen. Endlich habe ich auch einmal eine Stunde Zeit zuzuhören! Ich darf an sehr vielen Krankheits- (ausgehend von den Schmerzpunkten an den Füssen), Leidens- und Lebensgeschichten teilnehmen, und bin auch sehr dankbar für alles, was ich daraus lernen kann. Manchmal erfahre ich auch etwas aus dem Leben von Kindern und Enkeln aus der ganzen Welt – und so erweitert sich eine solche Stunde zu einer «Lebenserfahrung» überhaupt.

Ulrika Räber

Aus der Golatti-Hauszeitung